

Giekenner Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenner Anzeiger (General-Anzeiger).



Die hundert Tage.

Roman aus dem Jahre 1815 von M. von Witten.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Gleichgültig ist, wer siegt! Sie hat ja doch verspielt! Alles — für immer verloren! Nur ein Trost bleibt ihr. Nur einer! Die Preußen sind fern. Meilenweit fern. Hier richten sich ihre und der Franzosen Geschosse nicht aufeinander. Hier kämpft nicht der Gatte, der ja doch ihr Gatte ist, gegen den Vater. Dieses Furchtbare hat der Himmel ihr diesmal erspart!

Sie sinkt am Fenstereck nieder — in die Knie. Die glühende heiße Stirn drückt sich gegen die kalte Marmorbank des Fensters.

Ja, das hat der Himmel ihr heute erspart!

Aber ist es denn nicht noch des Furchtbaren genug? In wenigen Augenblicken werden die Feuereschünde der Batterien ihren Verderben schmetternden Gesang eröffnen, in wenigen Augenblicken werden sich, wildgewordenen Bestien gleich, die Gegner aufeinander stürzen. Ein jeder bis zu äußersten Mut entflammt, ein jeder va banque spielend.

Siegt der Brute, dann sinkt der Ruhm und Glanz ihres Vaterlandes in Staub. Dann ist Napoleon, ihr einst so vergötterter Napoleon, bald nichts mehr als ein Abenteuerer! Und siegt Napoleon — Napoleon! Dann wehe dir, du unglückliches Preußen! Denn um dein Schicksal geht es hier weit mehr als um das des meerumjüngelten Insellandes. Deine eigenen tapferen Heere sind vor zwei Tagen geschlagen; wird heute auch dein Verbündeter vernichtet, — was wird dann aus dir?

Toska schlingt in qualvollem Weh die Hände ineinander. Ohne sich dessen bewußt zu werden, fühlt sie plötzlich ganz in Otto von Jägers Seele. Sie fühlt die brennende Qual, die stiegende Angst um das Schicksal seines Vaterlandes.

„Nur das nicht! Nur das nicht!“ stöhnt sie mit trockenem Munde. „Gott! Gott! Schütze Preußen! Laß Preußen nicht untergehen. Um seinetwillen! Um Ottos willen mache es groß und —“

Mit einem Aufschrei, wie ein gehektes Tier springt Toska auf. Heiliger Gott! Schon dieses Gebet ist Verrat! Verrat an ihrem Vaterland! Nein, nicht Verrat! Können denn nicht Frankreich und Preußen in edler Brüderschaft nebeneinander bestehen?

Niemals, solange ein Napoleon herrscht!

So ist's doch Verrat! Verrat an Napoleon, Verrat an ihrem Vaterlande so wie Napoleon es sich denkt: weltbeherrschend — meerbezwingend!

Verrat! Verrat! Der alte zeternde Oheim hat recht: Ihre Seele ist vergiftet — sie kann nicht einmal mehr beten, ohne Verrat zu begehen. Entweder an dem einen oder an dem andern: Verrat an Vater und Heimatland oder — Verrat an dem Gatten! An dem Gatten, den ihr Herz doch

allen zum Trost mit glühender, verzweifelter Liebe liebt, von dem sie nicht einmal weiß, ob er noch am Leben!

In jäh ausbrechendem, unbändigem Schluchzen wirft sich Toska auf das schmale Ruhebett, das mitten im Zimmer steht, und vergräbt ihr Haupt in die Kissen. —

Das Brüllen der Kanonen durchdröhnt die Luft — ein brandendes Meer krachender Donner bricht immer von neuem aus unzähligen Geschützen — ein höllisches, stummbetäubendes Getöse! Toska rührt sich nicht. Höchstens, daß sie noch tiefer das blonde Haupt zu begraben trachtet, noch fester die Finger in die Ohren zu bohren sucht.

Nur nichts mehr hören! Nichts mehr sehen, um nicht Verrat zu üben. Schicksal, nimm deinen Lauf. Bermalme den, der zermalmt werden soll! Und Erbarmen! Bertritt — zertritt auch mich! —

Sie hört es nicht, wie hinter der schmalen, helleisernen Tür in allen Tonarten ihr Name gerufen wird, hört das polternde Klopfen nicht. Mit einem Male fährt sie aber doch empor. Mit wirren Augen blickt sie um sich. Durch die eingeschlagene Füllung der Tür schaut das grämliche Gesicht ihres Oheims Eugen von Cure mit dem Ausdruck höchster, kleinlichter Angst herein.

„Toska! Toska! Bist du taub? Bist du von Sinnen? Hundertmal habe ich an die Tür geklopft, nein! Geschlagen! Habe gerufen! Geschrien! Alles umsonst!“ Er öffnet den Kiegel der Tür von außen her und schiebt seine lange, hagere Gestalt durch die schmale, niedrige Öffnung. Jetzt steht er mitten im Zimmer. „Die Preußen sind da!“

„Die Preußen?“ Ein irrer Schrei. Ihre feinen Hände umklammern ihren Kopf, als müsse sie den zusammenhalten, daß er nicht zerpringe. „Unmöglich!“

„Nichts ist unmöglich! Schnell! Schnell! Eile dich! Wir müssen Gewißheit haben. Der Landbote will ihre Vorposten oben auf der Höhe, im Bois de Paris, gesehen haben. Hier!“ Er wirft ein Bündel lose zusammengerasteter Kleider vor Toska auf den teppichbelegten Boden. „Kleide dich um! Der Sonntagsstaat: Rock, Mieder, Umschlagtuch von einer der Mägd.“ Mit spitzen Fingern erfährt er nacheinander jedes der genannten Kleidungsstücke und hebt es leicht empor. „Es geht schon nicht anders.“ Die schmalen Lippen ziehen sich mit einem Ausdruck von Ekel noch tiefer als gewöhnlich herab. „Es muß sein! Um Frankreichs willen!“

Toska starrt ihn mit großen, verständnislosen Augen an. „Was soll ich damit?“

„Es anziehen! Dich in diese Kleider werfen! Aber rasch, rasch!“ drängt der Oheim, näher an sie herantretend, als wolle er ihr behilflich sein. „Du mußt hinaus nach St. Lambert. Am besten mit einem Korb Eier am Arm, als wolltest du die in der Stadt zum Verkauf anbieten. Du beherrscht die deutsche Sprache wie deine Muttersprache. Niemand wird Verdacht schöpfen. Eile dich! Eile dich! Jetzt kannst du gut machen, was du durch deine Veitrat verschuldet!“

Noch immer begreift Toska nicht. Aber aus dem tiefsten Grunde ihrer Augen kriecht ein Entsetzen heraus — — —

„Ich soll . . .?“
 „Auskundschaften, ob es wirklich die Preußen sind.“
 „Dheim — —!“ Toska preßt zurück. Bis gegen die Wand.

„Was ist da zu „Dheimen?“ macht er hämisch. Mit bösen Augen blidt er sie an. Die langen Finger seiner Rechten fuchteln nervös in der Luft herum. So macht er einen Schritt auf sie zu. „Entweder du gehörst zu uns — oder du gehörst nicht zu uns. Jetzt heißt's Farbe bekennen. Entscheide dich! Und du bist unser — nun wohl! So wirst du mit allen Fingern zugreifen, Frankreich — Napoleon! — zu retten!“

Toska faßt mit beiden Händen wie nach Hilfe suchend hinter sich — gegen die nackte Wand. Ein irres Flimmern ist in ihren Augen. Ein Wirbel von Empfindungen, Gefühlen, Gedanken dreht sich in ihrem Hirn.

„Ich soll . . .?“ fragt sie noch einmal von Entsetzen geschüttelt.

„Du sollst dich einfach überzeugen, ob es wirklich die Preußen sind. An den Kaiser selber will ich dann schon die Kunde übermitteln. Sein rechter Flügel ist ungedeckt! Wenn die Preußen ihm in die Flanke fielen — dann — dann ist alles verloren!“ Er schreit es heraus. Seine Stimme schlägt um. „Und meine Richte ist schuld daran. Ist schuld an Napoleons Untergang!“ Er preßt die Rechte in verzweifelter Erregung gegen die Augen. Im nächsten Augenblick sinkt sie herab. Beide Hände strecken sich mit beschwörendem Flehen Toska entgegen. „Toska — Toska — kommst du das auf dich nehmen?“

Die arme Frau hat bis dahin noch immer reglos, das Haupt gegen die Wand gelehnt, gestanden. Mit vor Quaal und Marmor geschlossenen Augen. Jetzt reißt sie die Lider auf. Wahnsinn lodert aus ihrem Blick.

„Gib her! Gib her!“ Sie springt zu den Kleidern. „Hinaus! Hinaus!“ begehrt sie auf. „Ich kann doch nicht — so lange du hier —!“ Sie schiebt — nein, sie treibt Eugen von Cure geradezu hinaus. Er läßt sich's gefallen. Ohne ein Wort. Einen Ausdruck ungläubiger Verwunderung in den sahnen Jügen. Das hat er kaum noch erhofft.

Draußen vor der Tür mit dem Rücken gegen die ausgebrochene Füllung faßt er Posto. Beinahe gierig trinkt sein Ohr die feinen knisternden Geräusche des Ablegens und Anlegens der Frauenkleider. Toskas Hände fliegen. Sie denkt nichts, sie weiß nicht, was sie tun wird. Sie weiß nur eins: Fort, fort von hier. Gleichwie auf welche Weise — zu welchem Zweck — nur fort! Fort!

Dem Alten draußen aber dehnen sich die Sekunden zu Ewigkeiten. Tausend Möglichkeiten durchschwimmen seinen Sinn. Seine Seele will noch immer Zweifel hegen —

Da steht Toska neben ihm. Mit unstät flackernden Augen, mit tobblichem Gesicht, aber hoch und gebietend trotz der Gesindelkleidung.

Er erschrickt beinahe. Dann läuft ein heimliches Schmunzeln um seinen Mund.

„Eigentlich bist du viel zu hübsch! — Bah! Wird nicht von Schaden sein!“

„Wo sind die Eier?“ herrscht Toska ihn an.

„Unten. In der Halle!“ gibt er, sie noch immer mustern, zurück. „Ganz gewiß! Der Plan gelingt! Keiner dieser verdammten Preussens wird den geringsten Verdacht schöpfen!“

Toska eilt voran — die Treppen hinunter.

„Nicht so rasch! So kann ich doch nicht folgen! Ich muß dir doch noch ein paar Verhaltensmaßregeln geben.“

„Ist nicht nötig! Muß fort —! Fort!“

Da läßt er sie mit einem zufriedenen Aufseufzen laufen. Sie hat ja recht. Die allerhöchste Eile tut not!

Schier grundlos sind die Landwege. Die obere Schicht des Lehmbodens hat sich in zähen Schlamm verwandelt, der in großen Klumpen an den Stiefeln der Mannschaften, an den Füssen der Pferde kleben bleibt und mit Kraut und Kornhalmen vermischt, sich als klebriger Brei um die Räder der Kanonen und Munitionswagen schlingt. Die Räder schneiden tiefe Furchen hinein in die aufgeweichten Wege, die kleinsten Steigungen sind nur mit dem Aufgebot höchster Kraft von Mensch und Tier zu überwäligen.

Dabei war die physische Kraft von Mann und Roß nicht nur durch die Strapazen der jüngst verlorenen Schlacht und den fluchtartigen Rückzug, sondern auch durch die letzte Biwaknacht arg erschöpft. Wahre Wollenbrüche waren niedergegangen, die die Ackerfurchen, die zur Lagerstatt benutzt

werden mußten, in Wasserbäche verwandelt hatten. Und mit durchdränkter Kleidung, Waffen und Uniform mit einer wahren Lehmkruste überzogen, hatte man sich am Morgen erhoben.

Aber der Geist höchsten moralischen Mutes belebt sie alle, Landwehrleute und Linientruppen. Ihr Vater Blücher führt sie ja wieder. Ihr Marschall Vorwärts!

Vorwärts! Heut geht es ja wieder an den Feind! Heute soll die Scharfe von Ligny ausgeweht werden! Heute, heute gilt es diesem Höllensohn, der sich von neuem die Herrschaft über die Welt anmaßen will, für immer in sein unterirdisches Reich zurückzuschleudern!

So streben die Preußen, — das Korps Bülow, das bei Ligny nicht mehr in die Schlacht hatte eingreifen können, heute an der Spitze, — dem gewaltigen Kanonendonner entgegen, der von Westen herüberläutet. —

Der greise Feldmarschall, seiner Schmerzen nicht achtend, treibt voll höchster Ungeduld immer von neuem sein Pferd an, um an den Kolonnen vorbei der Schlacht näher zu kommen. Er ist von seinem ganzen Stabe umgeben. Man sieht die hohe, antike Gestalt Sneydenaus mit dem edlen Kopf und den schönen stolzen Blauaugen. Auch einer ist darunter, der bisher noch nicht im Stabe war. Es ist Otto von Jäger.

Die Schlacht von Ligny hatte dem Feldmarschall zwei seiner Stabsoffiziere gekostet. Er hätte gern Ulrich Erlens für den einen von beiden als Ersatz genommen. Aber einerseits war dieser als Chef seiner Schwadron bei dem Mangel an Führern schwer entbehrlich, andererseits aber, und dies war für Blüchers warmführendes Herz der Hauptgrund, wollte er die beiden Eheleute, die nun einmal gemeinsam in diesen Krieg gezogen, in dem bevorstehenden Kampfe nicht voneinander trennen. So hatte er denn auf eine bescheiden angebrachte Anregung Gottfried Schneiders hin den Leutnant von Jäger, der ihm von seinem Meldeamt nach Brüssel schon vorteilhaft bekannt, am heutigen Morgen in seinem Stab berufen, als die Brandenburgischen Männen durch Wavre zogen, wo der Feldherr die letzte Nacht zugebracht. Hier hatte sich auch der Unteroffizier Schneider seinem Regimente angeschlossen. Der Rittmeister Erlens war bereits am verfloßenen Tage zu seiner Schwadron zurückgekehrt, nachdem er zuvor dem Feldmarschall Wellingtons Antwort überbracht, daß der Herzog bei Mont-St. Jean eine Schlacht annehmen wolle, wenn Blücher ihm mit seinen Truppen zu Hilfe eilen werde. —

Jetzt hat der Feldmarschall die Spitze der Korps-Kolonnen Bülow erreicht. Einer seiner Adjutanten, Major von Psack, lechzt vom Erkundungssritt zurück. Er meldet:

Der Korps hat keine Truppen gegen Wellingtons Front entwickelt. Die ganze Gegend bis gegen Blancenoit, einem Dorf im Rücken des rechten Flügels der Franzosen, ist vom Feinde frei. Noch ahnt Napoleon nichts von der Nähe der Preußen!

Da befiehlt Blücher strahlenden Auges die Fortsetzung des Marsches.

Aber war das Gelände bis dahin dem Gewaltmarsche sehr ungünstig gewesen, so scheint es jetzt nahezu unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten zu wollen. Ein schmaler, schlechter Weg führt über einen steilen glitschigen Gang in das enge Tal eines Baches, des Lasnebachs, hinab und auf der andern Uferseite läuft ein ebenförmiger Weg in steiler Steigung wieder hinan.

Wie soll man dahinüber die Kanonen befördern? Es kostet unfägliche Anstrengungen. Aber Offiziere und Mannschaften leisten ihr Möglichstes. Und überall ist Blücher zur Stelle und feuert mit seinem Jünglingsmut die Kräfte von neuem an, wenn sie zu erlahmen drohen.

„Kinder, Ihr denkt wohl, es geht nicht! Wer es muß gehen! Vorwärts, Kinder! Ich habe es meinem Bruder Wellington versprochen, ihn nicht im Stiche zu lassen! Und Ihr wollt doch nicht etwa, daß ich wortbrüchig werde?“

„Ne, Vater Blücher! Das wollen wir nicht! Es muß eben gehen!“ Klingt es beinahe jubelnd zurück. Und Landwehrmänner wie Linienjoldaten greifen mit festen Händen hinein in die Räder, die sich verfahren haben, schieben, drängen, ziehen mit eiserner Kraft — und es geht!

Inzwischen ist ein zweiter Adjutant auf die jenseitige bewaldete Höhe zur Erkundung ausgesandt. Diesmal ist es Otto von Jäger.

An den vorgeschobenen Abteilungen vorüber, wagt er sich bis an den äußersten westlichen Waldrand vor. Ein dumpfes Gären und Wühlen ist in seiner Brust. Der Turm,

der aus der Talsenkung über umliegendes Buschwerk emporragt, das ist der Turm des Schloßchens von Frischermont. Er kennt es nicht — nur die Karte hat es ihm ausgewiesen. Aber er hat den Namen schon einmal flüchtig — von — — Toska gehört.

Als durchführe ihn ein stechender Schmerz, drückt er fahlings seinem Gaul die Sporen in die Weichen. Der will schraubend davon sausen, — doch schon hat Otto sich und ihn wieder in der Gewalt. Der Rappe gehorcht. Lanzenfronten steht er still — sein Reiter blickt auf den östlichen Teil des Schlachtfeldes hinab.

(Fortsetzung folgt.)

Die Pulswärmer.

Kriegs-Skizze von J. Seld.

Mutter, Großmutter, der einzige stolze Bruder und die besten fünf Freundinnen wußten es, daß Köschen Winter den Oberleutnant Menger, trotzdem er seit dem Fall von Lüttich stolz das Eisene Kreuz trug, nicht ausstehen konnte, weil er zur Zeit des goldenen Friedens als der Freund ihres Bruders beständig an ihr herumhofmeistern und sie erziehen wollte. Sie wußten ferner auch, daß sich das trotzigste Mädel, gerade als er in halber Nacht noch zum Lebwohlwollen nach Schweidnitz herübergeführt kam, in ihr Stübchen einschloß und sich nicht sehen ließ. So bitterböse war sie auf den Oberleutnant.

Freilich, er hatte auch wohl nicht die rechte Art, mit süßen, blonden, jungen Dingen umzugehen, war immer ernst und wortfarg, zumeist streng und unerbittlich, und verstand von allen Sachen, die das Herz einer Ahtzehnjährigen mit erhöhtem Klopfen erfüllen, nicht das geringste. Wie hätte er ihr sonst wohl einfach das Tragen der langen, weichen, roten, gefrickten Jade untersagen können? Wie kam er nur dazu? Das begründete er nur ganz kurz:

„Ich will es nicht haben, sie ist viel zu auffallend. Bitte, tragen Sie das Ding also nicht wieder.“

Natürlich hatte sie es nun erst recht getan! Da hatte er sie einfach übersehen, sie wie ein unartiges Kind behandelt, bis — der Krieg kam. Da schrieb er ihr. Nicht viel. Nur ein kurzes, gönnerhaftes Brieflein:

„Beherrigen Sie alles, um was ich Sie bat, gut. Es ist ja doch wirklich zu Ihrem Besten.“

Das war sein Abschiedswort für sie gewesen! Und darauf hatte sie mit pochenden Pulsen gewartet, darauf —! War es nun nicht natürlich, daß sie ihm in der letzten Stunde ihren Anblick entzog?

Niemand wußte, daß sie in dieser Zeit in ihrem Stübchen auf den Knien, in haltlosen Schluchzen und übergroßer Sehnsucht nach ihm, lag. Auch er wohl nicht! Hinter der Gardine hatte sie nach ihm gelugt, als er schied. Und kein Blick war zu ihrem Fensterlein geflossen. Als es ihr klar werden wollte, daß er ging, vielleicht für immer, stürzte sie die Treppe hinab, ihm nach. Viel zu spät! Der „Lux“, sein Goldbrauner, war längst über die Grenze, und ein deutsches Mädel läuft doch keinem preussischen Leutnant nach, selbst wenn es ihn lieb hat.

Rose Winter trug Leid und Sehnsucht schweigend. Die nächsten Wochen veränderten sie gewaltig, nahmen ihr alles Ansehn und Spicereiche, reiften sie zum deutschen Weibe. Sie hatte es übernommen, denen, die jetzt in der regnerischen Zeit des Herbstes krank und matt, von Unwohlsein und Angst um die Fernen geplagt, zu Bett lagen. Trost und Stärkung zu bringen. Nun lief sie durch Sturm und Regen, ein wohlgefülltes Körbchen am Arm, und spendete überall Labsal.

Oberleutnant Menger hatte bereits zwei Karten geschrieben. Mutter und Großmutter hatten, vereint mit den Seinen, die auf dem Nachbargut lebten, schon unendlich viel Wolle verfrachtet, eingekauft und irgendwohin geschickt. Nun zitterten sie alle miteinander, ob er es auch wirklich bekommen habe; denn er dankte noch immer nicht dafür, sondern teilte nach wie vor mit, daß er herzhaft friere und namentlich für Pulswärmer gute Verwendung habe. Dann nickten sich die Frauen zu und raunten vergnügt: „Wir haben es ja auf ein volles Dugend gebracht. Davon kann er nach Belieben seine Wahl treffen.“

Es gelangte aber kein einziges Paar an seine Adresse. Eines Tages ward das den Beteiligten und Stolzen zur Gewißheit. Wo all die weichen, molligen Dinger ihr seliges Ende gefunden hatten, ward vorläufig nicht aufgeklärt. Tatsache blieb, daß Oberleutnant Menger immer weiter mit frierenden Pulsen sein geliebtes deutsches Vaterland beschützen mußte.

Nun sollte natürlich umgehend Ersatz beschafft werden. Sie kamen also wiederum zusammen, entsandten die alte Fiklen zum Herbeischaffen neuer Wolle, und warteten, bis sie aus der Stadt mit der kostbaren Ladung käme. Sie kam natürlich auch, aber — ohne Wolle. Es sei alles rein ausverkauft, und vor Mittwoch nächster Woche wäre keine neue käuflich. Bis Mittwoch aber mußten noch fünf volle Tage vergehen!

Man war außer sich vor Zorn und Ungeduld. Aber was half das alles! Selbst wenn man in eine der nächsten Großstädte schret-

ten würde, kam die Hilfe auch nicht früher. Köschen Winter beteiligte sich nicht an dem allgemeinen Entsetzen. Ruhig hörte sie zu, stand, sobald es ging, auf und begab sich in ihr Zimmer. Die öffnete sie den Schrank, nahm die geliebte rote Jade, die ihr ganzer Stolz gewesen war, heraus und drehte das junge, erglühende Gesicht in den weichen, wolligen Reichtum. Daraus mühten sich herrliche Pulswärmer striden lassen! Aber sie konnte ja gar nicht striden! Nun, das war schnell erlernt, obgleich sie in einer trotzigsten Aufwallung sich dem Oberleutnant Menger gegenüber verschworen hatte, niemals das Striden zu erlernen.

In dieser Nacht erlosch die kleine Lampe nicht, bis der Morgen graute. Als dies endlich geschah, war aus der roten, schönen Sportjade ein Wollknäuel geworden, das dem Wassertopf eines unglücklichen Kindes nicht unähnlich war.

Bei Longeville, 20 Kilometer von Paris entfernt, lagen die 110er im Schützengraben.

Ein älterer Major, dessen ganzes Gesicht nur noch lediglich aus wallendem blonden Bart zu bestehen schien, fragte seinen Oberleutnant: „Frieren Sie auch, Menger?“

„Ja wohl, Herr Major!“

„S gut! Haben Sie noch irgend was Ekbares?“

„Seit gestern abend nichts mehr vorhanden, Herr Major!“

„S gut, Menger!“

Ne, gut war's nicht. Der Hunger begann weh zu tun. Die Vagage fand sich nicht heran. Wie lange würde das noch dauern! Wenn nur die bereits seit gestern sehnsüchtig erwartete Feldpost diesmal irgend etwas brachte!

Sie brachte wirklich etwas für den Oberleutnant Menger. Was es war, brachte man nicht so bald heraus. Wohl Strümpfe, wengleich die blutrote Farbe etwas auffallend war. Aber bei näherer Beschichtigung fehlten ihnen ja die sogenannten Socken. Es waren weite, lange Dinger.

„Pulswärmer für den Riesen Melchow,“ konstatierte der Major, der dabei zusah, tiefsinnig.

Dann enthielt die kleine Schachtel aber noch etwas: Köstliche, wundervolle Schokolade! Um, sie kam ihm bekannt vor. Diese Sorte pflegte er doch der kleinen Rose Winter regelmäßig zum Geburtstag zu schenken. Das leptomel auch. Mal nachsehen. Ganz unten lag seine Visitenkarte drin. Wahrhaftig, sie war noch drin! Das junge Ding hatte die Schokolade einfach aufgespart, sich entzogen, und nun ihm gesandt, weil es mit ihrem Tosen gelbe nicht weit her war. Natürlich anonym. Als Absender stand ein Name, den es gar nicht gab.

Oberleutnant Menger stand plötzlich mit leichtgeschlossenen Augen vor seinem wohlwollenden Vorgesetzten. Ihn blendete ein helles, strahlendes Licht.

Die rote Farbe grühte ihn jetzt wie eine Triumphsfahne. Einen richtigen Bers freilich vermochte er sich aus alledem noch nicht zu machen. Ihm kam aber die bestimmte Ahnung, daß die rote Jade der kleinen Rose die gleiche Farbe gehabt habe, daß sie ihren Trost um ihn geopfert, für ihn geschafft und entbehrt hatte. Ob das Resultat was taugte, kam eigentlich dabei gar nicht in Betracht. Es taugte aber doch etwas. Es kam zur Verwendung, wenn auch nicht für die Handgelenke. Die Knien froren aber auch nicht viel weniger.

Und die köstliche Schokolade, die freilich inzwischen ein bißchen angezogen schmeckte, teilte er kameradschaftlich aus. Nur ein kleines Dergleichen hielt er zurück. Das botte er ein und gab es dem Boten, der die Feldpost abholte, gleich wieder mit.

Darauf standen nämlich, ohne daß er bei seinem Schenken davon eine Ahnung gehabt hatte, mit künstlerischem Schwung die drei Worte: „Ich liebe dich.“

Die kleine Rose würde ihn schon verstehen und ihm die Empfangsbestätigung geben, die er plötzlich mit heiserer Inbrunst ersehnte.

Vermischtes.

* Das Neueste aus den Schützengräben. Die Chronik der Schützengräben ist unerschöpflich. Jeder Tag sagt ihr ein neues Kapitel hinzu, das oft genug von dem guten Dünker zeugt, mit dem die Kämpfer auf beiden Seiten die Entbehrungen und Mühsale ihres Lebens ertragen. Die neuesten Späße aus den Schützengräben werden in französischen Blättern erzählt. „Eine neuartige Ueberraschung,“ berichtet ein französischer Soldat im Tempel, „haben uns kürzlich die Deutschen an der Aisne bereitet. Die Deutschen sandten uns einen Bot, der am Hals eine Adresse trug mit den Worten: „Und Sie, meine Herren Franzosen, wie geht es Ihnen?“ Wir versuchten alles mögliche, um das Tier zu uns zu locken; aber es machte große Schwierigkeiten; die Drahtzäune zwischen den Schützengräben schienen es zu ärgern. Endlich kam es zu uns; aber um keinen Preis wollte es mit unserer Antwort zurückkehren; das „Komm, komm“ schien ihm mehr zu entscheiden als anzulocken. Es muß ein französischer Bot gewesen sein...“ Ein andermal sagten die Deutschen ein Pferd zu den Franzosen hinüber, an dessen Hals sie deutsche Zeitungen und ein Blatt befestigt hatten. Auf diesem stand: „Guten Tag, Franzosen! Wist ihr schon, daß Belgien ganz in deutschen Händen ist, usw.“ Bei der großen Annäherung der Schützengräben kommt es gelegentlich zu einem Zusammenwirken der Russen auf beiden Seiten. Wenn hier die Ziehharmonika anhebt, begleitet dort die Flöte. Besonders

aber ist das Wild, das sich zwischen die beiden Linien verirrt, der Anlaß zu späßhaften Zwischenfällen. Ein Hase z. B. wird von den französischen wie von den deutschen Schützengräben mit Salven empfangen, und wenn das Wild erlegt ist, besteht eigentlich die Gefahr, daß die Jäger aufeinander losgehen. Dann heben die Deutschen ein weißes Taschentuch hoch und rufen: „Tabat, Tabat!“ Die französischen Soldaten bringen ein großes Bad Tabat zusammen, einer von ihnen geht hinaus, nimmt den Hasen und legt den Tabat an seine Stelle, den sich dann ein deutscher Soldat rubig holt. Wenn aber ein Soldat eine Minute später unvorsichtig den Kopf hervorstrecken sollte, so würde er bald merken, wie ernst die Lage ist. Gelegentlich wird auch eine Schießbelustigung veranstaltet. Ein französischer Soldat hält auf einem Stock ein Käppi hoch, und von dem feindlichen Schützengräben beginnt man sofort danach zu schießen. Jeder Treffer wird dann von den Franzosen durch Winken mit einer Schippe oder Hacke angezeigt. Auch von dem „Komfort“ in den Schützengräben werden Wunderdinge erzählt. So haben sich an einer Stelle die Franzosen ein Badezimmer eingerichtet, in dem die Kompanie jeden Morgen eine warme Dusche nehmen kann. Ein großes Loch von 6 Mtr. Durchmesser ist mit weißen Ziegeln ausgelegt, die in den zerstörten Häusern gefunden wurden, und mit Flech überdeckt, auf das eine dicke Schicht Ackererde gestreut ist. Draußen ist ein Ofen zur Erwärmung des Wassers gemauert, das durch Röhren geleitet wird und in Duschen auf vier Wannen fällt. In dem Baderaum sind Deken, Bänke, Garderobenhalter und sogar ein W. C. Die großartige Einrichtung wird allgemein bewundert und auch von den Generalen besichtigt. Ebenso ist ein Friseurladen in den Schützengräben eingerichtet, und man denkt sogar an ein kleines Theater für Konzertaufführungen.

Ritcheners Feuertau 1870. Aus einem Aufsatz des „Strand Magazine“ erfährt man mit Ueberraschung, daß Lord Ritchener, auf den heute die Engländer als auf ihren Retter hoffen, seine Feuertau im deutsch-französischen Krieg 1870 erhalten hat. Er war damals als Jüngling in die Militärakademie in Woolwich eingetreten und dann hatte er sich einfach eines Tages davon gemacht, um sich zu den Franzosen zu begeben; unter General Chanzy erhielt er seine Feuertau. Das Abenteuer hätte ihn beinahe seine militärische Laufbahn im englischen Heere gekostet, denn seine Vorgesetzten waren über das kühne Unterfangen des angehenden Offiziers höchst aufgeregt. Sobald es bekannt wurde, daß er im Heere des Generals Chanzy war, erhielt er sofort den strengen Befehl, zurückzukehren. Der Herzog von Cambridge übernahm den Auftrag, den jungen Mann gehörig zurechtzuweisen. Der Herzog hat später den Zwischenfall selbst erzählt: „Ich war im Zweifel, ob ich dem jungen Burschen sein Offizierspatent nehmen sollte, und fragte ihn: „Warum taten Sie dies?“ „Entschuldigend Sie, Sir,“ lautete die Antwort, „ich merkte, daß ich einige Zeit nicht gebraucht wurde, und ich konnte nicht untätig bleiben. Ich dachte, ich könnte etwas lernen.“ Das war seine Ausflucht. Der junge Mann sagte es so männlich, daß ich sah, es war wirklich Entschlossenheit in ihm, und so sagte ich ihm, er hätte etwas Unvergeßliches getan, und beschloß, daß er das Offizierspatent erhalten sollte.“

Vorpostenschabernack. Im Jahre 1870 trieben die belagerten Pariser eine ungeheure Munitionsverschwendung. Den deutschen Posten bereitete es großen Spaß, diese Schießlust herauszufordern und die Feinde durch künstliche Ziele zur tollsten Knallerei zu veranlassen. „So hatten die Preußen,“ wie Hauptmann Tanera erzählt, „an verschiedenen Stellen Strohmänner aufgestellt, die sich bewegen und freundlich grüßen konnten, wenn sie von einem französischen Geschöß getroffen wurden. Einen Pelin auf einem Körper bald da, bald dort über die Brustwehr schauen zu lassen, gehörte zu der Hauptunterhaltung der Vorposten. Das Gelungenste sah ich aber bei einer Batterie bei Valenton. In deren Nähe hatten die Artilleristen eine ganz nette Scheinbatterie errichtet und mit Oeroforen statt mit Kanonen armiert. Hier und da zündeten sie vor derselben etwas Pulver an, was man von fern wohl für das Ausblitzen eines Schusses halten konnte. Neben der Batterie hatten lustige Kanoniere aus einem weiß angestrichenen Fahndekel, der auf eine lange Stange genagelt war, eine bewegliche Zielrute errichtet. Schossen nun die Franzosen unrichtig auf die falsche Batterie, so wurde mit der erwähnten Rute abgewinkt und die Richtung des Fehlers bezeichnet.“ Zum größten Ergötzen der deutschen Soldaten schossen die Pariser auch wie unsinnig auf einen ausgestopften Bären, den man aus einem verlassenen Kürschnerladen herbeigekleppt und mit Peln, Koppel und Seitengewehr ausgerüstet hatte. Bei Tage wurde das geduldige Tier hinter der Mauer der gesprengten Brücke bei Sévres verborgen gehalten, beim Einbruch der Dämmerung aber als Zielscheibe aufgestellt. „Trotz des schlechten Schießens hatte Meßier Pelz doch zuletzt den ganzen Pelz voll Chassepotkugeln stecken.“

„Wohlthätige“ Frauen. Auf eine merkwürdige Spielart englischer Wohlthätigkeit macht ein Aufsatz des „Daily Chronicle“ aufmerksam, der sich mit der traurigen Lage der „Geschäftsfrauen“ in diesen Kriegszeiten beschäftigt. Zahlreiche Schneiderinnen und Wuschmacheurinnen Londons, sowie weibliche Gewerbetreibende, deren Ruhschaft aus den Kreisen der hohen Aristokratie besteht, sind in bittere Not geraten, und warum? weil die Damen der englischen Gesellschaft so viel mit der Wohlthätigkeit zu tun haben, daß sie —

keine Rechnungen bezahlen. Als ein typisches Beispiel führt der Aufsatz den Fall der Besitzerin eines Modegeschäfts im Londoner Westend an, die sich an eine vornehme Dame mit der Bitte wandte, ihr doch die 1000 Mark, die sie ihr für Toiletten schuldig war, zu zahlen, da es ihr in der gegenwärtigen schwierigen Lage an Geld zur Weiterführung ihres Geschäftes fehle. Die Antwort war ein höchst entkräftetes Schreiben, in dem die Kundin ihr Erstaunen darüber ausdrückte, daß Madame sich erdreistete, eine solche Forderung an sie zu stellen; ihre ganze Zeit und Kasse sei jetzt von den wohlthätigen Veranstaltungen in Anspruch genommen, und sie habe so viel für die verschiedenen Sammlungen zu geben, daß ihre Schneiderrechnung das letzte wäre, was sie bezahlen würde. Ähnlich ergeht es Friseurinnen und Frauen, die die Nagelpflege oder sonstige Zweige der Verschönerung als Gewerbe ausüben: sie haben Geld zu bekommen von den Damen, die an der Spitze der ganzen Londoner Wohlthätigkeit stehen, und wenn sie um die bereits Monats, ja sogar Jahre ausstehende Bezahlung ihres Gehaltes bitten, erhalten sie stets dieselbe, häufig im Tone liebenswürdigen Bedauerns gegebene Auskunft, daß die Damen mit Versammlungen und Organisationen so beschäftigt wären, daß sie zum Bezahlen keine Zeit fänden. „Seine Rechnungen bezahlen,“ so schließt der Aufsatz, „ist auch eine Art der Wohlthätigkeit, zwar nicht so unterhaltlich und die Eitelkeit fördernd, wie die Formen der gesellschaftlich organisierten Wohlthätigkeit, dafür aber nicht minder nützlich und sogar noch notwendiger. Viele Londoner Damen aber kennen diese Art des Wohlthuns nicht, die freilich nur ein „Recht-tun“ ist, das viele alleinstehende Frauen vor bitterer Not bewahren würde.“

Wie man Miesmacher früher bestrafte. Es gibt auch bekanntlich jetzt wieder zahlreiche Leute in Deutschland, die, obwohl im allgemeinen patriotisch gesinnt, doch so kleinmütig sind, durchaus nicht an die großen Erfolge der deutschen Waffen glauben zu wollen. Sie zweifeln überall und bringen immer ein neues Aber. Solche Leute hat es stets gegeben. Als nach der großen Völkerschlacht bei Leipzig die erbeuteten Geschütze auf dem Kopsplatz zu Leipzig aufgestellt wurden, mußten einige Preußen dabei Wache stehen. Auch damals gab es nun Zweifler in Leipzig, zumal da der König von Sachsen ja im Bunde mit Napoleon gestanden hatte und manche von der Bevölkerung auch noch nach der Schlacht französisch gesinnt waren. Einer von diesen erklärte unumwunden, daß die aufgestellten Kanonen nicht förmlich französisch seien; es wären auch preußische dabei, mit denen man nur prahlen wollte. Das hörte einer der Soldaten, und ehe der Freche sich versah, gab ihm der erzürnte Preuße eine Ohrfeige mit den Worten: „Dies ist eine preußische, aber die Kanonen sind französisch!“ Das war deutlich und sichtbar.

Büchertisch.

— Der Lügenfeldzug unserer Feinde. Eine Gegenüberstellung deutscher, englischer, französischer und russischer Nachrichten, u. a. der W. T. V., Reuter, Havas- und P. T. A.-Telegramme über den Weltkrieg 1914 (Bd. 1 Nr. 1, 80, Verlag Otto Gustav Zehrfeld in Leipzig), das den ersten Teil einer Arbeit bildet, die eine Beweismittelsammlung darstellen soll für die seit dem Kriegsausbruch von den Wahrheitsforschern, hauptsächlich durch Vermittlung des Reuterschen Nachrichtenbureaus und der Agence Havas entwickelte lichtscheue Tätigkeit. Die wahrheitswidrigen, zum Teil haarsträubenden Berichte sind chronologisch zusammengestellt und bis auf wenige Ausnahmen mit Quellenbezeichnung versehen. Soweit es möglich war oder überhaupt nötig erscheint, sind ihnen die sie widerlegenden deutschen amtlichen Meldungen oder einfach die unbestreitbaren Tatsachen gegenübergestellt. Diesem außerordentlich interessanten Buche ist die weiteste Verbreitung besonders auch im Auslande zu wünschen.

Arithmograph.

- 1 11 14 9 3 9 gesunde Lebensübung.
- 2 6 6 10 niederländische Stadt.
- 3 12 11 eine Vogelart.
- 4 6 14 6 4 8 14 11 12 Gebirgskette in Asien.
- 5 3 9 9 3 13 holländischer Dichter.
- 6 5 8 3 eine Arzneipflanze.
- 7 3 1 1 3 14 ein Verwandter.
- 8 13 13 3 14 1 ein Sprachforscher.

Die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben den Namen einer Jugendschriftstellerin.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Königsprozession in voriger Nummer

Wohl geht der Jugend Sehnen
Nach manchem schönen Traum;
Mit Ungestüm und Tränen
Stürmt sie den Sternenraum.
Der Himmel hört ihr Flehen,
Und lächelt gnädig; nein!
Und läßt vorübergehen
Den Wunsch zusammen der Petu.

Hiland.